

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 19

Artikel: Fahrt auf dem Nordmeer
Autor: Lucka, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fahrt auf dem Nordmeer.

Von Emil Luca.

Die Natur ist eine schlafende Riesin, deren Atem immer gleich geht, langsam und tief. Hier auf dem Meere des Nordens, das ich noch nie befahren habe, höre ich dieses eintönige, doch so mächtige Atemholen, und es ist dasselbe, das schon manchmal im Hochwald an mein Ohr gekommen ist, nur stärker und freier hier, dasselbe, das durchs Felsengebirge der Alpen zieht. Zum erstenmal habe ich die große Stimme gehört, die so ruhig und von Ewigkeit erfüllt ist, als ich in der Trauneralp nächtigte, auf dem Wege, der zum Großglockner führt. Das Haus steht hoch über dem Käfertal, Wasserfälle und Bäche stürzen allenthalben nieder. Ich lag und hörte diese Nachtstimmen und wurde so erregt, daß ich zum Fenster trat und mich hinauslehnte und lange Zeit lauschte. Sterne ruhten droben, und im Tale lagerten Nebel, doch unter den Nebeln war ein Rauschen, der Atem der Riesin Natur. Bei Tag hatte ich ihn kaum vernommen. Nun aber fühlte ich, wie sich ihre Brust unter den weißen Nebeln hob. Dumpf zog es durch die Welt hin.

So habe ich es dann noch öfter gehört, und so höre ich es heute wieder. Immer dasselbe ruhig-tiefe Atmen, dem wir manchmal lauschen dürfen und das wir doch nicht ganz begreifen. Wir ahnen dann, daß wir allein sind in der Welt. Dies Ungeheure, das wir Natur nennen, kennt uns nicht, es lebt sein rhythmisches Leben, ob wir bestehen oder ob wir alle verlöschen. Etwas Fremdes, Übermächtiges — und doch quillt in uns, die wir vereinzelt sind, die tiefe Sehnsucht zu dem Feindlich-Mütterlichen.

* * *

Manchmal ist das Meer eine matte schwarze Seidenhülle über geheimnisvollen Abgründen. Und unter der Hülle ringen fremde Mächte, die uns immer verborgen sind. Aus den Tiefen springt etwas auf und würgt einen riesigen geifernden Wurm, daß er brüllt und pfeift und jäh mit seinen langen Zähnen die Decke oben aufreißt, um nicht zu ersticken. Der Wurm schleudert giftigen Gischts zur Höhe und versinkt wieder schnell, noch immer mit der grünen Hand an der Kehle, die nicht von ihm lassen will. Und die Riesenwürmer werden weiter gejagt. Sie krümmen sich und zerreißen die schwarze Decke, geifern in die Luft, zischen und fauchen. Die Hülle schließt sich wieder, der

Gischt rinnt von dem dunkelgrünen Wellenhügel. Darunter brüllt es weiter und wirft sich und birst auf. Aber fern draußen hat sich der Fenriswolf der Vorzeit von seiner Kette gerissen und jagt mit weitoffenem Rachen übers Meer, eine tanzende weiße Furche lassend, die sich nicht mehr schließen kann und immerfort Schaum aus den Tiefen zieht. Um uns her ist es plötzlich ruhig geworden, nur ein Wiegen und manchmal ein jäher Ansturm; aber die dunkle Hülle ist jetzt fest gegen alle Wut der unteren Geschöpfe.

* * *

Schaurig klagend stöhnt die Dampffirene in dem dicken Nebel. Einst ist hier Odhin auf seinem schweren Apfelschimmel übers Meer geritten. Sleipnir schlägt die Wogen, das Meer krüllt. Hinstürmend hebt der Gott sein gewundenes Horn, er bläst mächtig und gell, daß die Nebel vor ihm aufreißen. Und die Seefahrer rücken um den Mast zusammen, sie sind allein in dieser unbekanntten Öde, weit von jedem Land und den Menschen unendlich fern. Sie sprechen eine Rune gegen Meernot:

Hemme den Huf, Sleipnir,
Schon' unser Schiff!
Tritt die Wogen,
Sie weichen dir nicht,
Sie tragen dich und den Reiter.

Plötzlich geht ein dunkler Schatten über unser Schiff, ein riesiger Schatten, der hoch durch den Nebel fliegt. Das währt sekundenlang — und nun flammt ein heller Schwertschlag auf, das Heulen der Signalpfeife verstummt jäh — Odhin ist über uns hingeritten. Wie vergessen liegt ein Sonnenstrahl im Nebel.

Ich weiß jetzt, wie Odhin übers Meer reitet auf seinem Sleipnir. So und näher und schrecklicher haben ihn einst die Seefahrer des Nordens gesehen, als er von Asgard fuhr zum letzten entscheidenden Kampf mit den entfesselten Ungeheuern der Meerestiefe.

Ich schaue lang hinaus. Aber mit einemmal laufen mir kalte Schauer über Kopf und Rücken — alles dies habe ich ja schon einmal gesehen so wie heute! Ein niedriges Schiff fährt durch den Nebel, vor Isfolde Goldhaar kniet, den Kopf ganz in ihr Totengewand eingewühlt, Tristan, der spät Zurückgekehrte.

Nicht zum erstenmal treten mir Gestalten

leibhaftig entgegen, die ich in meiner Phantasie geschaut habe, und jedesmal überkommt mich dann das Gefühl, daß da fremde Mächte walten, die unserem wachen Sinne verborgen bleiben. Die Phantasie muß wohl die Kraft der Vorausahnung sein. Einmal ist mir ein schweres Leid widerfahren, das ich vorher einem anderen angedichtet, und alle Qual, die ich meinen Gelben hatte erdulden lassen, ist später übermächtig an mir selbst entzündet worden. Es war, als ob sich eine Schuld geheimnisvoll rächen wollte, als ob der von mir erschaffene Mensch stark und frei geworden wäre, nachdem ich ihn entlassen, und nun auf mich abwälzte, was ich ihm einst aufgeladen. Dabei wurde mir nicht einmal die Wohltat des Neuerlebens, die doch alles Schwere durch sein heißes Andringen milder macht. Denn ich wußte voraus, was geschehen würde, ich hatte es selbst beschworen. Wie ein Gebundener mußte ich stillhalten. Haben die Schicksale, die wir erfinnen, vielleicht heimlich, für uns selbst vorbereitet, in unserer Seele geschlafen? Und kommt ein Tag, da sie aufstehen und sich über uns werfen? Vielleicht ist alles Dichten in Menschenschicksalen Frevel? Nur das stille Naturlied ist rein . . .

* * *

Unermülich tanzen weiße Wellenjungenfrauen um eine ferne Klippe. Sie nehmen

einen Anlauf, den Felsen zu erklimmen — aber sie fallen wieder zurück, ich kann ihre leise Klage hören. Die Wellenmädchen sind erwünscht, ewig durch das Meer zu fliegen von Land zu Land. Erst die Schwester, die eine Küste erklimmen hat und einen Mann getroffen, der sich nicht vor der kalten Umarmung scheut und sie aufnimmt in sein Haus — die ist erlöst. Sie darf glücklich bei den Menschen wohnen. Aber wehe ihr, wenn sie von dem Manne verstoßen wird — die mütterliche Flut zieht sie wieder an sich. Weinend muß sie am Ufer stehen, sie verrinnt langsam in den weißen Schaum, löst sich ins Element . . .

Die Wellenmädchen halten sich umschlungen und nahen der Klippe im Reigen, vereint soll es ihnen besser glücken. Sie sind ja blind und wissen nicht, daß es ein öder Felsen ist, auf dem kein Mensch lebt. Nur Gidergänse brüten hier und bedecken die Klippen in so dichtem, weißem Gedränge, daß man nichts sieht als sie und keinen Fels mehr. Um den Vogelberg kreisen Seeschwalben und Möwen wie große fezzige Schaumflocken — Boten des nahen Landes.

Die Wellenmädchen ziehen weiter, vertrieben durch unser Schiff. Und ihr Lied verklingt in der Ferne — Meereswellen, ohne Ruhe irrend von Land zu Land . . .

(Aus: Emil Luca, eine Sommerfahrt.
Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6534.)

Fels im Meer.

Spricht um mich tosend
schäumende Brandung,
wütend zischender Geisergischt;
rollen die donnernden, alles
zerfressenden, wühlenden Wogen,
Stemm ich im Eigenstnn.
Stellt sich der endliche Sieg noch in Zweifel,
ob ihr verebbt seid,
eh ich geborsten;
eines bleibt harte, granitene Wahrheit:

Setzt und auch morgen,
und übermorgen,
und noch in tausend und zehntausend Jahren,
biet ich unendlich stutendem Andrang,
aus ureigenstem, innerem Wesen,
unbeugsamsten,
steges-gellenden,
steinern-spottenden
Felsentrog.

H. Schwammberger.

Die Rivalin.

Skizze von Helene Bauer.

Rrrrrr, rrrrr — das Telephon! Unwillig erhebt sich die Sekretärin. Heute wollen die Störungen auch gar kein Ende nehmen! „Ja, hallo, wer da?“ Eine unbekannte Männer-

stimme! „Entschuldigen Sie, ist vielleicht ein Herr K. bei Ihnen angestellt? Dürfte ich ihn schnell ans Telephon bitten?“

Das Fräulein ruft den Verlangten, nicht